

# Die Zelle Weh

Nr. 35

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

## Der Schatten.

Erzählung von Ernst Zahn.

(Schlußwort)

Die Mahlzeit beginnt. Der kleine Adel und das Zini sichern und können sich nicht erholen vor Stammen, daß die Mutter so erhöht ist. Der Bauer aber meint ganz ernsthaft: „Zimmer solltest du oben sitzen, Frau.“

„Die erste in der Arbeit, die erste am Tisch“ spricht die Memmerin dazwischen; sie ist keine, die Worte macht. Auch diese Rede klingt ruhig, fast nüchtern, aber Violanta kann kein besseres Zeugnis haben für das, was sie gilt und geworden ist. Sie sitzt frei und lächelnd da; fast will ihr wieder leicht werden, wie in den ersten frohen Zeiten. „Guch selber rühmt Ihr, Mutter,“ sagt sie, „bei Euch bin ich in die Schule gegangen.“

So liegt über dem Raum der Mahlzeit für alle eine wunderbare Behaglichkeit und Zufriedenheit. Die Köpfe klappern, es wird nicht mehr gesprochen.

Da geht drüben die Tür auf. Die fleißigen Eifer haben keine Schritte auf Treppe und Natur gehört. Mit einem Schlage stockt bei dem lächelnden Geräusch der Köpfe. Ein Lachen kommt von der Tür her, ein eigentümlich widerlicher, langloser Ton, fast wie das gebällige, heilere Klaffen eines Hundes.

„Du?“ sagt die Memmerin. Die alte Frau ist weiß wie ein Linnen; sie ist aufgestanden, aber sie tut keinen Schritt näher zu dem, dem sie im ersten Augenblick hat entgegenfahren wollen.

Adelrich dreht sich um. Noch einmal tönt das seltsame Lachen, dann kommt der, der eingetreten ist, herüber an den Tisch. Er ist derselbe, der er immer gewesen ist, ein großer Mensch mit rassistigen Gliedern. Die Hose, die er trägt, reicht kaum an die Schube, weil die schwellenden Muskeln der Waden und Oberschenkel sie nicht frei lassen wollen. Die Hose ist schief, verlottert. Verlottert ist der Rock, auf den Schultern und über den Rücken hinab ist der ehemals dunkle hellgebrannt von der Sonne, verfarbt vom Regen. Ein schmutziger und zerlissener Hemdtragen schaut daraus hervor; der reibige Hals und das Mann sind noch immer schwarz von Bartstoppeln, aber der Schnurrebart ist gewachsen, ist stark und schilbwarz. Die hellen Augen glimmen aus tiefen Höhlen, aus einem Gesicht, dessen Wetterfarbe nicht zu gleichen ist, aus dem nur das böse Leben Stücke gemeißelt hat, so daß überall die Knochen herausstehen, grob, horrid.

„Da bin ich,“ sagt der Mariannus. Mit einem Wein langt er rückwärts noch einen

hinter ihm stehenden Stuhl und zieht ihn, mit dem Fuß einbalend, heran. Zwischen Adelrich und dem Platz der Violanta läßt er sich am Tisch nieder, ohne Fragen, Horig, als wäre er alle Tage zum Essen gekommen.

„Ich habe Hunger,“ sagte er, „gibt es noch etwas für mich?“

Die Violanta ist aufgestanden. Sie nimmt die leere Schüssel vom Tisch, geht in die Küche hinaus und bringt sie zurück mit Suppe für den Mariannus. Fest setzt sie sie vor ihn auf den Tisch. Sie ist festlich anzusehen, die Violanta. Ihre Kraft ist so groß, daß kein Kern an ihr zittert, nun das an sie kommt, was wie eine Schlange langsam züngelnd an sie herangekrochen ist und dessen Giftbiß jeden Augenblick ihr ins Leben gehen kann. Nur ihre Nasenflügel öffnen sich weit, wie bei einem erschreckten Pferde. Als sie mit der schweren Schüssel über dem Kopf des Mariannus steht, zuckt es ihr in den Armen. Sie fühlt es in sich, daß sie sich nicht vor ihm fürchtet; einen Augenblick zuckt es in ihr auf, die Schüssel niederzu stoßen auf seinen Schädel, gleich einem zertrümmernden Hammer, darum tracht es ganz, als sie sie statt dessen vor ihn auf den Tisch setzt. Mariannus blickt auf und lacht wieder, dann macht er sich hungrig über die Suppe; die Violanta setzt sich auf ihren Platz neben ihn, weil sie das muß; während des Essens dreht er sich manchmal ihr zu, dann sichert er jedesmal in den Teller hinein, und jedesmal bäumt sich in der Violanta etwas auf, als müßte sie auffahren und ihn aufschreien: „Aus meinem Hause, Teufel, Du!“ Das Gesinde hat es mit den Käse- und Brotbissen eifrig, die den Rest ihrer Mahlzeit bilden. Jedes weiß, daß die oben am Tisch allein bleiben müssen; so stampft eines nach dem anderen willig hinaus. Die Memmerin richtet indessen manchmal eine Frage an den Mariannus. „Woher kommst? Wie weit gegangen?“ und dergleichen. Wenn sie spricht, läßt er das häßliche Nüchtern, er sieht sie auch nicht an, verdrossen, mürrisch sieht er ihr Rede; es sieht aus, als habe er Schen vor ihr.

Als die Knechte und Mägde hinaus sind, erhebt sich auch die Violanta. Sie ruft die Kinder, die verächtelt den fremden Menschen anstarren. „Wünscht der Großmutter gute Nacht,“ sagt sie; da trüppeln die zwei Kleinen zu dem verlämmerten Weibe hinüber, das sich über sie neigt und sie an sich drückt.

„Sie weint,“ sagte das kleine Zini, als es sich von ihr abwendet, „warum weint sie?“ Nie-

mand gibt Peinlichkeit; die Memmerin hat freilich das Wasser in den trüben Augen stehen. Doch will das Mädchen dem Mariannus, vor dem der kleine Adel fürchtet, die Rechte hintreiben, aber Violanta fährt mit ihrer starken Hand dazwischen, saßt das Kind und zieht es mit dem andern hinaus.

„Nacht, Tadi!“ ruft unter der Tür der Adel und streckt dem Vater die Hand hin.

„Der Vater kommt zu Euch,“ sagt Violanta laut; der Adelrich ist vernarrt in die Kinder, es ist kein Tag, daß er nicht vor dem Einschlafen an ihr Bett tritt.

Die Kleinen folgen willig der Mutter, die mit ihnen nach der großen Schlafstube hinübersteht. Sie plaudern und lachen; die Mutter gibt spärlichen Peinlichkeit. Während sie die Kinder entleidet, hört sie die Memmerin schweren Schrittes herankommen; die geht an der Tür vorüber, langsam, müde, nebenan tritt sie in ihre Schlafkammer. Der Violanta hämmert die Schlösser, ihre Gedanken lauen einander! Unten in der Stube über die Brüder bei einander, was a- den sie reden? Was wird der erzählen, der der Yump? Sie weiß gar nicht, wie sie die Kinder zu Bett bringt, die hat in einer gemeinsamen großen Bettstatt, das immer sie fast ertrinken, an der einen Wand liegen. Sie fährt auf, als die braunen, schönen Augen des Adel und die hellen der Zini an ihrem Gesichte hängen.

Violanta beißt die Zähne zusammen, es ist ihr, als müßte sie schreien. Mit den Händen verwickelt sie die zwei Kindergesichter in den rotgeblumten Stoffen. Das Herz klopf ihr zum Zerplatzen. Ihr gehören die da, ihr! Herrgott! Und nehmen werden sie sie wollen!

Da kommen Schritte die Treppe herauf, schwere. Der Adelrich muß es sein. Wird er was will er, wird er es wissen, das, was der der Yump erzählen kann?

„Gut Nacht,“ sagt Violanta, beugt sich nieder und küßt die Kinder kurz, wild. Dann richtet sie sich auf, dreht sich der Tür zu; ihre Hände ballen sich. Es soll einer kommen! Wie eine Löwin bäumt sie sich auf vom Bett. Ihr gehören die zwei, ihr!

Dann geht die Tür, und der Adelrich kommt herein, ruhig, ein wenig bleich, ein wenig betäubert, aber mit einem Ausdruck von Liebe im Gesicht, wie immer, wenn er um die Zeit zu Frau und Kindern eintritt. Die Violanta läßt die Arme sinken, es löst sich etwas in ihr; sie sieht ihn an, den Adelrich; arglos ist er wie

immer. Scheinbar ruhig langt sie nach Kinderkleidern, die noch herumliegen, und fängt an, aufzuräumen. Adelrich tritt aus Bett und beugt sich zu den Kindern nieder; er spielt mit ihnen, der Adel lüchelt, das Kind stößt einen kleinen Schrei aus.

„St,“ macht die Mutter.

Da sagt der Adelrich ein lautes „Schlafst jetzt!“ und tritt vom Bett weg. Er tritt hinter die Violanta.

„Er ist fort,“ flüstert er.

„Fort?“ fragt sie, sich jäh nach ihm umwendend. Unwillkürlich geht sie neben ihm bis zum Fenster, an das er tritt.

„Das ganze Geld, das der Händler dargelassen hat, hat's gekostet,“ sagt er darauf. Beide sehen zum Fenster hinaus, sehen aber nicht, was draußen ist. Der Himmel ist noch hell, von einem letzten blassen Widerschein der versunkenen Sonne übergossen. Aber in der Gasse unten dunkelt es schon. Ihre beiden Gesichter sind beschattet; so kann keines recht gewahren, wie düster das andere blickt.

„Sein Erbe hat er herausverlangt,“ flüstert Adelrich wieder, „ich habe es immer gedacht und gesagt, es wird dazu kommen. Für diesmal ist er zufriedengestellt, aber schwer Geld hat's gekostet.“

Die Violanta schweigt. Einen Augenblick stehen sie Schulter an Schulter, in Gedanken versunken hinausblickend.

„Das ganze Geld muß ich wieder holen auf der Bank,“ sagt dann Adelrich. Dabei streift seine Hand unwillkürlich bei einer Bewegung, die er macht, die der Violanta; die Berührung jagt ein seltsames Empfinden durch beide. Die Hände verwickeln sich, die Finger pressen sich zusammen, ganz aufrecht stehen sie nebeneinander, der hagere eckige Bauer und das stattliche Weib, sprechen nicht, starren nur voll Sinnes hinaus an den fernen Himmel hin, wo es dunkler und dunkler wird. Dabei wird der Druck ihrer Hände fast schmerzhaft, so fest umklammern sie sich, und sie brauchen nichts zu sagen; sie verstehen sich sonst: wir zwei halten zusammen!

„Der Mutter muß ich es jetzt sagen,“ unterbricht Adelrich ein langes Schweigen. Ihre Finger lösen sich, und er geht, so sacht es sich auf schwerem Schuhwerk geht, aus der Stube.

„Mutter,“ hört ihn Violanta in der Nebenstube rufen. „Kommt herunter, Mutter.“ Dann geht eine Tür, und sie kann hören, wie die beiden über die Treppe hinuntersteigen. Es ist ganz still um sie jetzt, der leise Atem der zwei Kinder, die schon eingeschlafen sind, klingt in die Stube, die immer dunkler wird, sonst rührt sich nichts. Das Dämmerlicht und das leise Atmen kann schläfrig machen; Müdigkeit, freilich nicht Schlaf, fällt auch der Violanta in die Knie. Sie läßt sich am Fenster in einen Stuhl nieder. Dann verfällt sie in Sinnen. Es ist kein ruhiges Ueberdenken, die Gedanken jagen und hasten. Sie, in der seit manchem Jahr alles klar und groß und ruhig gewesen ist, hat eine Unrast in sich, die selbst in den starken Körper ein Zittern bringt. Er wird wiederkommen, der Mariannus! Der Adelrich hat es selber durchblicken lassen in seinen Worten. „Jetzt wankt alles das, was Du Dir aufgebaut hast, Violanta! Du hättest es nicht wagen sollen, hereinzukommen in das Haus! Stark, hast Du gemeint, bist Du, und wirst Herr werden über alles, was aus der alten Zeit wieder kommen könnte. Hast in Dir selber den Wurm vergessen, der an Deiner Kraft frißt, daß Du jetzt zitterst! Das Gewissen hast vergessen, Violanta!“

Sie starrt aus dem Fenster. Im Talboden ist es Nacht, Schatten steigen auf; aus der Tiefe scheinen sie zu kommen, dorthin, wo die Schölenenschlucht ist und es kalz geht. So steigt der Schatten in deinem Leben auf, Violanta! Aus dem Pfuhl der Jutschihütte bist auf den

Berg der Guttheit gestiegen, und jetzt langt's herauf mit Armen, die sich näher und näher recken, und will dich wieder in den Pfuhl zurückziehen.

Nein, bei Gott nicht! Das junge Weib fährt mit einem Ruck aus ihrer zusammengekauften Stellung auf, ihre Finger krallen sich zusammen, auch über die Stirn geht ein blitzähnliches, wildes Zucken. Das weiß sie: zurück geht sie nicht! Also sich wehren, sich wehren!

Wenn sie es dem Adelrich sagte! Der Gedanke ist ihr manchmal gekommen. Aber -- zu spät ist es zum Beichten! Damals hätte sie es sagen sollen, als er sie zum Weibe verlangt hat. Und hat es nicht können.

Aufrecht und brav ist er, der Adelrich! Nicht mehr ansehen könnte er sie! Eine, die sich beschämt hat! Freilich, genommen hat er sie, trotzdem er gewußt hat, woher sie kam. Aber: „Nicht, wo Du her bist, was Du bist, frag' ich,“ hat er einmal gesagt. „Und Du bist eine, vor der ich fröhlich den Hut ziehen darf!“ Und jetzt soll sie ihm sagen, daß sie das nicht ist? Kein Gedanke daran! Es geht nicht mehr um ihr Glück allein, um die Kinder gehts, um ihn, ums ganze Haus! Schweigen muß sie darum! Wehren muß sie sich, wehren bis aufs Blut, daß nichts auskommt!

Wieder beißt sie die Zähne zusammen, wieder bäumt sie sich wie zum Kampfe auf. Da geht die Tür abermals sacht und sorglich zurück. Adelrich steckt den Kopf herein. „Wo bleibt auch?“ fragte er halblaut, um die Kinder nicht zu stören.

„Ich habe nachdenken müssen,“ sagt die Violanta und steht auf. Er tritt völlig ein; kaum unterscheidet sie in der Dunkelheit seine linsische, hagere Gestalt; aber sie fühlt sich sicher, weil es dunkel ist.

„Komm jetzt,“ sagt er, an sie herantretend. Er schiebt sie mit liebevollem Stoß der Tür zu. Aber ehe sie diese erreicht, tritt er neben sie. Er legt den Arm um ihre Hüften, fast unbewußt lehnt sie sich an ihn. So treten sie auf die Schwelle.

„Du —“ sagt da Violanta plötzlich atemlos und hält ihn zurück. Es ist ihr wie angeworfen: Jetzt mußt du es ihm sagen! Aber dann würgt es sie; die Kehle ist ihr verschmürt, der Herzschlag geht ihr so wild, daß sie zu ersticken meint.

„Was ist?“ fragt Adelrich ahnungslos.

Da faßt sie sich und geht weiter, so daß er folgen muß.

„Eingefallen ist es mir,“ flüstert sie im Sinuntersteigen. „Er wird wiederkommen, der Mariannus.“

Er kommt nicht auf den Gedanken, daß sie etwas anderes auf der Zunge gehabt haben könnte. „Er wird wiederkommen, sicher,“ sagt auch er. Sie senken beide tief aus dem Innersten herauf. Dann treten sie unten in die Stube.

## 9.

Ein Schatten ist im Leben der Violanta, bald so groß, daß keine Sonne daneben mehr Raum hat. Die blüht nur manchmal darein, wenn sie die Kinder anschaut, wenn sie in die Gesichter der Kennerin und des Adelrich blickt, aus denen ihr die Liebe entgegenleuchtet, oder wenn sie das Wesen der Knechte und Mägde beachtet, die vor ihr wie vor etwas Höherem sich ducken. Vielleicht ist es der gewaltige Aufwand an Kraft, dessen sie bedarf, um äußerlich ruhig zu scheinen, der sie noch über das hinaushebt, was sie früher war; eine stille Größe ist an ihr. Aber die Kennerin stößt den Adelrich an: „Was ist mit Deiner Frau? Die überschafft sich, die übersorgt sich für uns alle. Siehst, wie sie hohle Augen hat, und weiß ist sie wie die frischgeweißte Wand im Hausgang!“

„Ja, ja,“ nickt der Adelrich und geht zur Violanta: „Langsam, langsam, Frau, Du mußt

nicht zu viel wollen, jetzt hast wieder ein Magd weniger und alles nimmst auf Dich!“

„Laß mich, laß mich,“ antwortet sie mifsonderbar gepreßter Stimme, reckt die Arme und richtet sich selber auf: „Schaffen muß ich, sonst kann ich nicht leben!“

Damit läßt sie ihn stehen. Er aber sieht ihr nach; sein Blick ist heiß. „Wenn ich Dich nicht hätte,“ fährt es ihm durch den Sinn. „was Du für eine bist, Du!“ So demütig und fest hängt er an ihr.

Heute ist ein Brief gekommen von Mariannus. Er sei das Herumstreifen seit Geld will er haben oder heim will er kommen. Den Winter über läuft er nicht auf den Straßen herum!

Der Brief macht nach dem Mittagbrot die Munde vom Adelrich zur Kennerin, von der zu Violanta. Die Kennerin stößt. „Laß ich kommen,“ sagt sie zum Sohne, der den Stopp auf der Brust hat und auf den Boden starrt, wie einer, der keinen Rat mehr weiß. Violanta steht auf, rasch, der Boden ächzt, so fest geht sie über die Dielen. Aus einem Wandschrank nimmt sie eine Schachtel, in der Geld klingelt. „Da,“ sagt sie, „das ist erspart vom Haushalt, schick ihm das.“

„Für wie lange wird's gehen,“ sagt der Adelrich und wiegt den Stopp hin und her, wie das seine Art ist, wenn er Bedenken hat.

„Wenn es nur ein paar Wochen sind!“ tönt die Stimme der Violanta wieder, diesmal laut und hart, so daß die Kennerin fast vorwurfsvoll aufblickt. Adelrich aber nimmt das Geld, zählt es, bedenkt sich nicht mehr, steht auf und trägt es zur Post. So ist wieder eine Frist erkauft. Violanta weiß wie alle, daß es nur eine Frist ist.

Ihre Unruhe will sie krank machen. Wenn eine Tür geht, fährt sie zusammen: er könnte kommen! Wenn ein Brief kommt, steht ihr das Herz still: von ihm kann er sein! Die Qual würgt sie. Einmal, ein einziges Mal kommt sie eine Schwachheit an, eine grenzenlose Sehnsucht, einem zu beichten. Die Magerin fällt ihr ein, die fromme, die wackere. An demselben Abend läuft sie zu ihr hinüber. Aber schon die Luft in der Gasse bläst ihr die Müdigkeit aus den Gliedern. Auf der Treppe besinnt sie sich, ob sie nicht lieber umkehre; fast mechanisch steigt sie bis zur Tür, hinter der sie die Magerin sitzen weiß, ist dabei so tief in zwiespältige Gedanken versunken, daß sie die Klinke ohne anzuklopfen aufdrückt und plötzlich vor dem schmächtigen, in seinem Lehnstuhl am Fenster geduckten Weibe steht. Sie erschrickt. „Jesus, jetzt bin ich Euch da so hereingelaufen,“ stammelt sie.

„Sag doch nichts,“ beschwichtigt die andere eifrig, „es ist ja so recht, daß Du wieder einmal kommst. Setz Dich doch!“ Ihr kleines Gesicht ist von einer stillen Freude durchleuchtet. „Auch sie mag Dich leiden,“ muß sich die Violanta unwillkürlich sagen. Der Einladung, zu sitzen, gibt sie nicht Folge. Unruhig, als suche sie schon wieder nach einer Gelegenheit, fortzukommen, blickt sie nach der Tür zurück. „Nein -- ich muß gleich wieder gehen,“ sagt sie. „Der habe Euch nur grüßen wollen.“

„Wie geht's?“ plaudert die Magerin, „aber nicht fragen muß man Dich! Wer so mitten im Glück sitzt wie Du! Zwei Staatskinder hast.“

„Ja,“ sagt die Violanta; in ihrem Blick leuchtet es auf wie ein aufblackerndes und zusammensinkendes Licht.

„Und der Adelrich geht herum, als hätte er die Welt geerbt, seit er Dich hat,“ scherzt die Magerin weiter. Violanta lächelt mühsam. „Wie geht es Euch, Frau, und was machen sie zu Underhalten?“ fragt sie dann, damit sie etwas sagt. Sie hört nur halb hin, was der Alte antwortet; ohne recht zu wissen, was sie

ut, spielt sie am Tisch, an dem sie steht, mit allerlei Blumen und Kräuterwerk, von dem die ganze Platte bedeckt ist.

„Welt, da sieht's schön aus,“ sagt da die Ragerin, auf die Pflanzen deutend, „die hat mir der Lori-Sepp gebracht, der Verasführer; er bringt mir noch immer, wenn ich sie brauche.“ Sie steht auf, humpelt an den Tisch dabei und ängt an, in den Kräutern zu stöbern. Die Violanta weiß von früher, daß es der Ragerin Steckenpferd ist, allerlei heilsame Pflanzen zu trocknen, zu Tee, zu Salben, zu Pflastern, die sie selber bereitet und mit denen sie das ganze Dorf doktort.

„Schöne Sachen hat er mir mitgebracht diesmal,“ spricht die Alte eifrig weiter, „keiner weiß so gut Bescheid wie der Lori-Sepp. Kennst was noch?“ unterbricht sie sich selber und zieht unter dem Grünzeug einen weißen Wurzelknollen hervor. Aus dem Knollen sind grüne Blätter gewachsen und eine einzige tiefblaue, fleischige Blume.

Die Violanta betrachtet sie; ihr Blick wird plötzlich scharf; eine seltsame Spannung tritt in ihr Gesicht, als sei ihr ein Gedanke gekommen. „Ja, ja,“ sagt sie, „giftig.“

„Wer sollte das glauben,“ plandert die Alte, in den Anblick der Pflanze versunken. „Oben so schönen Blust und unten den Tod.“

„Wieviel Tropfen sagt Ihr, daß es braucht?“ fragt die Violanta plötzlich, sie stemmt zwei Finger der starken Hand auf den Tisch und neigt sich ein wenig vor, ist ganz ruhig dabei und ganz weiß; in den Augen ist etwas, als müßte sie mit dem Blick der Ragerin die Antwort von den Lippen fangen.

„Ein Tropfen,“ erklärt die Alte in schulmeisterlichem Ton, „ein Tropfen heilt Magen-schmerzen; es dürfen schon schlimme sein, bis das nicht mehr hilft. Wer sechs Tropfen nimmt statt einem, hat die letzten Schmerzen gehabt.“

„Ja, ja,“ fährt Violanta scheinbar ganz gleichgültig weiter, „und am Gurschen oben wachsen sie.“

Das letzte ist keine Frage mehr; die Ragerin nickt dazu; da nimmt die andere die Hand vom Tisch und streicht langsam damit über Stirn und Haar; es ist wie ein ungesagtes „So“ der Zufriedenheit. Ein paar gleichgültige Worte gehen darauf zwischen ihnen hin und her; dann blickt die Violanta aus dem Fenster, und als erinnere sie etwas daran, daß sie heim müsse, sagt sie ein jähes und hastiges: „Jesus, jetzt ist es aber hoch Zeit, daß ich gehe,“ reicht der Ragerin die Hand und schreitet der Türe zu.

Die Alte humpelt ihr nach. Ihre Hand tätschelt den Arm der anderen; es liegt eine seltsame Zärtlichkeit in der Bewegung; wiederum muß die Violanta fühlen, wie auch diese Frau sonderbar an ihr hängt. Als sie über die Schwelle tritt, zieht etwas ihr wie mit Gewalt den Blick zurück in die Stube. „Ade,“ sagt sie zur Ragerin und wehrt ab: „Bleibt doch,“ als diese ihr noch immer folgt; ihre Blicke gehen indessen über die Alte hinweg und streifen noch einmal den weißen Wurzelknollen, aus dem die blaue Blume wächst.

Als sie nachher allein über die Treppe hinabsteigt, wird ihr Schritt langsam; sie selber ist ganz ruhig. Warum sie zur Ragerin gekommen ist, hat sie vergessen. Sechs Tropfen, sinnt sie, das muß man wissen, sechs Tropfen! Die Entdeckung beschäftigt sie so völlig, daß selbst das, was sie beim Nachhausekommen erwartet, sie nicht aus ihrer Ruhe bringt.

Der Adelrich tritt aus der Haustür, als sie eben in diese einbiegen will. Er geht vornübergebeugt; es ist ihm anzusehen, daß er eine Last trägt. Mit den braunen Augen blickt er sein Weib unsicher an; es wird ihm alleweil schwer,

wenn er ihr etwas in den Weg wälzen muß, was nicht glatt ist. „Er ist oben,“ sagt er.

„Der Mariannus?“

„Jetzt will er da bleiben!“

„So soll er,“ sagt sie in verbissenem Ton. Dann gehen sie auseinander vorüber.

Als Violanta die Treppe hinaufsteigt, tritt der Mariannus just aus der Wohnstube. Er tut völlig daheim wie das letzte Mal, hat sich auch nicht verändert seitdem, wenn er nicht noch verkommener aussieht; etwas wie Hunger scheint ihm aus den frechen Augen.

„Da bin ich wieder,“ sagt er zu Violanta, streckt ihr die Hand hin, vertraulich, aber ohne jenes hämische und höhnische Wesen, das er ihr das erstemal gezeigt hat. Fast scheint es, als liege ihm daran, Freundschaft im Hause zu machen. Violanta nimmt seine Hand, fest, wie sie jede zum Gruß drückt. Der soll nicht glauben, daß sie ihn fürchtet! Als sie nachher allein ist, kommt doch wie eine heiße Welle das Angstgefühl über sie, das ihr das Leben vergällt: du bist an seine Kette gehängt, tanzen kann er dich machen, wenn er will!

Der Mariannus bezieht eine Kammer auf dem Boden der Knechte und Mägde. Damit beginnt das Zusammenhausen. Keines fängt es mit Freuden an, so kann keine Freude daraus kommen. Der Adelrich macht einen Versuch, einen Frieden zustande zu bringen.

(Schluß folgt.)



## Englische Gartenstädte.

Von Max Winter.

Unter den Forderungen an die Zukunft, in die das Kommunistische Manifest ausklingt, ist in Punkt 9 folgende zusammengefaßt: „Vereinigung des Betriebs von Ackerbau und Industrie; Einwirken auf die allmähliche Beseitigung des Unterschieds zwischen Stadt und Land.“ 50 Jahre später erschien in England ein Buch, das den Titel führt „Garden Cities of to-morrow“, zu deutsch „Gartenstädte von Morgen“, das den Ausgangspunkt der englischen Gartenstadtbewegung bildet, die heute schon auf ihr erstes praktisches Beispiel hinweisen kann. Was Marx und Engels im Jahre 1847 als eine Forderung an die Zukunft formuliert haben, das hat der Verfasser dieses Buches, der volkswirtschaftliche Schriftsteller Ebenezer Howard ein halbes Jahrhundert später in die Form gegossen, aus der die Praxis schöpfen konnte. Vor ihm haben schon zwei Deutsche, der Schriftsteller Fritsch in seinem 1895 erschienenen Schriftchen: „Die Stadt der Zukunft“ und ein Jahr später Dr. Fr. Oppenheimer in seiner Abhandlung: „Die Siedlungsgenossenschaft“ dieselben Ideen ausgesprochen, aber bis heute war ihnen nicht der praktische Erfolg beschieden, den Howards Buch, das unabhängig von den beiden deutschen Schriften entstand, kurz nach seinem Erscheinen errang. Englische Energie und Unternehmungslust, gepaart mit der Empfänglichkeit des Engländer für praktisch Neues haben es zuwege gebracht, daß England heute bereits in dem von Tag zu Tag wachsenden Letchworth seine Gartenstadt hat und damit ein praktisches Beispiel, an dem die Schöpfer dieser neuen Stadt, aber auch alle ihre gegenwärtigen und künftigen Nachahmer und Nachseher lernen können. Das ist echt englisch. Heute erscheint das Buch und morgen steht zwar noch nicht die Stadt, aber schon bekommt der glückliche Autor Angebote ins Haus, die ihn in der Agitation für seine Ideen ermutigen, und übermorgen schon ist eine Aktiengesellschaft im Werden, welche die in dem Buche niedergelegten Ideen verwirklichen soll. 5 Jahre später ziehen schon die ersten Bewohner in die werdende Stadt und heute, 9 Jahre nach dem

Erscheinen des Buches, ist ein Fünftel der künftigen Stadt bereits besiedelt, wohnen bereits 6000 Menschen dort und haben dort ihren Erwerb.

Eins kam dem englischen Schriftsteller noch zu Hilfe. In London findet der Wahnsinn der Menschen, sich in Meieustädten zu sammeln, bereits grotesken Ausdruck. Die 4½ Millionen, die Inner-London bevölkern und die 7 Millionen, welche die Bevölkerung von Groß-London bilden, empfinden den Wahnsinn des engen Beisammens wohnens schon viel schwerer als die 3 Millionen Berliner oder als die 2 Millionen Wiener; darum greifen sie williger nach den Möglichkeiten, dieser menschenmordenden Entwicklung der Großstädte entgegenzuwirken.

Hört man kontinentale Kommunalpolitiker darüber reden, was sie alles in geundheitlicher Beziehung in den von ihnen verwalteten Städten geschaffen haben, so möchte man glauben, daß es überhaupt nichts anderes als Gartenstädte auf der Welt gibt. Jeden öffentlichen Park, jeden Garten und jedes Gärtchen rechnen sie zusammen und bekommen dann entsprechend große Gesamtgrundflächen heraus, die innerhalb der Großstädte der großstädtischen Be- und Verbauung verschlossen bleiben. Aber nicht Gärten in Städten rechtfertigen den Ausdruck „Gartenstädte“, sondern Städte in Gärten.

Howards Plan besteht im wesentlichen darin, mehrere Meilen von einer Großstadt entfernt auf freiem Gelände, das bisher nur der landwirtschaftlichen Ausnutzung gedient hat und darum zu ländlichem Grundpreise zu erlangen ist, eine Stadt zu erbauen, die durch gute Verkehrsmittel mit der Großstadt verbunden ist. Der wohlfeile Erwerb des Bodens ermöglicht, daß fünf Sechstel des erworbenen Gebietes gleich einem Gürtel das letzte Sechstel umgeben, das der städtischen Verbauung bestimmt wird. Die Stadt hat eine nach oben begrenzte Einwohnerzahl. Reicht sie nicht aus, um alle zu fassen, die solcherart zu leben wünschen, so sieht Howard auch Städtegruppen vor: Eine Mutterstadt von 58 000 Einwohnern und sechs im Kreise um sie herumgebaute Tochterstädte zu je 32 000 Einwohnern.

Besser als an dem Plane werden wir an dem praktischen Beispiele erkennen, wie gesund die Ideen Howards sind. Eine Sitzungsstunde nördlich von London liegt Letchworth. Es wächst aus dem Naturpark der englischen Landschaft frei heraus. Weide und Heideland und da und dort Waldbestände an den Grenzen des ländlichen Gebietes geben der Stadt einen prächtigen landschaftlichen Rahmen, in dem bis vor kurzem nur einige Bauerngüter zerstreut lagen. Und nun wandern wir schon durch breite Straßen, leicht beschattet von allerdings noch jungen Alleebäumen und flankiert von reizenden Häuschen, deren jedes einer Familie zum Wohnen dient. Und jedes steht mitten in einem Garten. Neben den Einfamilienhäusern sind jetzt auch schon Paarkhäuser, welche zwei Familien und kleine Häusergruppen, die drei, vier und fünf Familien dienen, erstellt. Aber jedes Haus ist ein Ganzes für sich.

In der Peripherie des zum Hausbau vorbehaltenen Terrains der Stadt ist schon eine modern eingerichtete Buchdruckerei zu sehen und Bauhandwerker gehen daran, zwei neue industrielle Bauten zu errichten. Die große Verlagsfirma Dent u. Co. und die Londoner Buchbinderei Smith u. Son bauen hier ihre Fabrikgebäude auf; namentlich das zweite verspricht in hygienischer und künstlerischer Hinsicht für die Werkstätten des Industrieviertels vorbildlich zu werden. Auch der landwirtschaftliche Gürtel, der die Stadt umgibt, ist schon zum Teil von Kleinpächtern besiedelt. Sie versorgen die Bewohner mit ihren Erzeugnissen und finden mit dem Wachsen der Stadt steigende Einkünfte. Alles das, was heute in Letchworth



Das „Denkmal der Arbeit“ in Mühlhausen i. Elsass.

zu sehen ist, ist das Werk der Gartenstadtaktiengesellschaft, die sich kurz nach dem Erscheinen von Howards Buch bildete. Das ist auch so eine englische Eigentümlichkeit. Während auf dem Kontinent die Großkapitalisten meinen, sie könnten derartige neue Ideen nur durch eine gelegentliche Spende unterstützen, beteiligt sich in England das Großkapital an solchen Unternehmungen nach dem Grundsatze, daß es besser als ein Geschenk ist, beisehenden Zins für sein Kapital zu nehmen. Dieser Grundsatz brachte die Gartenstadtaktiengesellschaft sehr bald in die Lage, ein geeignetes Terrain zu ländlichem Grundpreise zu erstehen. Sie erwarb 60 Kilometer von London 3818 Morgen Land samt Baumbeständen und Gebäuden, die allein einen Versicherungswert von 1,68 Millionen Mark repräsentierten, zum Durchschnittspreis von 40 Pfund Sterling (800 Mk.). Der niedrige Gesamtpreis von 3,06 Millionen Mark berechnete die Stadtgründer zu der Hoffnung, für die künftigen Bewohner dadurch allein großen Nutzen herauszuschlagen, daß sie die Ackerlandrente durch städtische Besiedelung in Stadtlandrente wandelten. Die bereits heute eingetretene Steigerung im Bodenwerte gibt dieser Hoffnung recht. Mit dem Ankauf war das Aktienkapital so gut wie erschöpft, und es mußten 2,635 Millionen Mark durch Anleihen (zu einem Zinsfuß von 4 Proz. und darunter) erhoben werden, um alle Vorbedingungen zur städtischen Besiedelung zu erfüllen. Die Aktiengesellschaft schuf dann noch die Straßen und Wege, die Baumpflanzungen an den Straßen, die Kanalisierung, die Wasserzufuhr und Beleuchtung, nachdem vorher der Bauplan entworfen war. Dieser rechnet mit einer Bevölkerung von 32 000 Einwohnern, deren Häuser abweichend von dem Howardschen Plane nicht auf einem Zehntel, sondern auf einem Drittel der ganzen erworbenen Fläche von rund 16 Quadratkilometern so Platz finden

solten, daß nie mehr als 12 Arbeiterhäuschen auf einem Morgen Land (das sind 30 Mr.) stehen werden. Es kommen somit auf jedes Häuschen 2,5 Mr. oder 250 Quadratmeter Grundfläche, die so genutzt werden kann, daß jedes Haus auf drei Zellen von Gartenflächen umgeben ist, daß also keinem Hause genügend Luft und Sonnenlicht fehlen können. (Z. nach 1864)

## Vulkane in Deutschland.

Von Curt Grottewitz.

Die unbeheimlichen Erscheinungen des Vulkanismus kommen nicht nur im Lande des Aetna und Vesuv, nicht nur in Chile und Zentralamerika vor, sie sind auch in Deutschland, zwar weniger ausgeprägt, aber doch unentzweielt vorhanden. Noch jetzt kann man in den verschiedensten Gauen des Deutschen Reiches eine Menge Anzeichen und Nachwirkungen des Vulkanismus beobachten; aber allerdings tritt derselbe nicht mehr in jenen verheerenden Ausbrüchen hervor, weder in länderverwüstenden Erdbeben noch in städteverwüstenden Eruptionen. Einst war das anders. Einst gab es auch in Deutschland feuerpeiende Berge, ja ganze vulkanische Gebirge.

Die Geschichte hat uns keine Kunde von irgendeinem Vulkanausbruch in Deutschland übermittelt, aber die geologische Untersuchung ergibt als unbestreitbare Tatsache, daß in vergangenen Erdperioden auch im Bereiche unseres Vaterlandes eine Menge Vulkane ihre gewaltige Tätigkeit entfaltet haben. Diese Tätigkeit aber ist ein so prägnanter, erdumgestaltender Vorgang, daß es am Ende nicht Wunder nehmen kann, daß ihre Spuren noch heute sich nachweisen lassen.

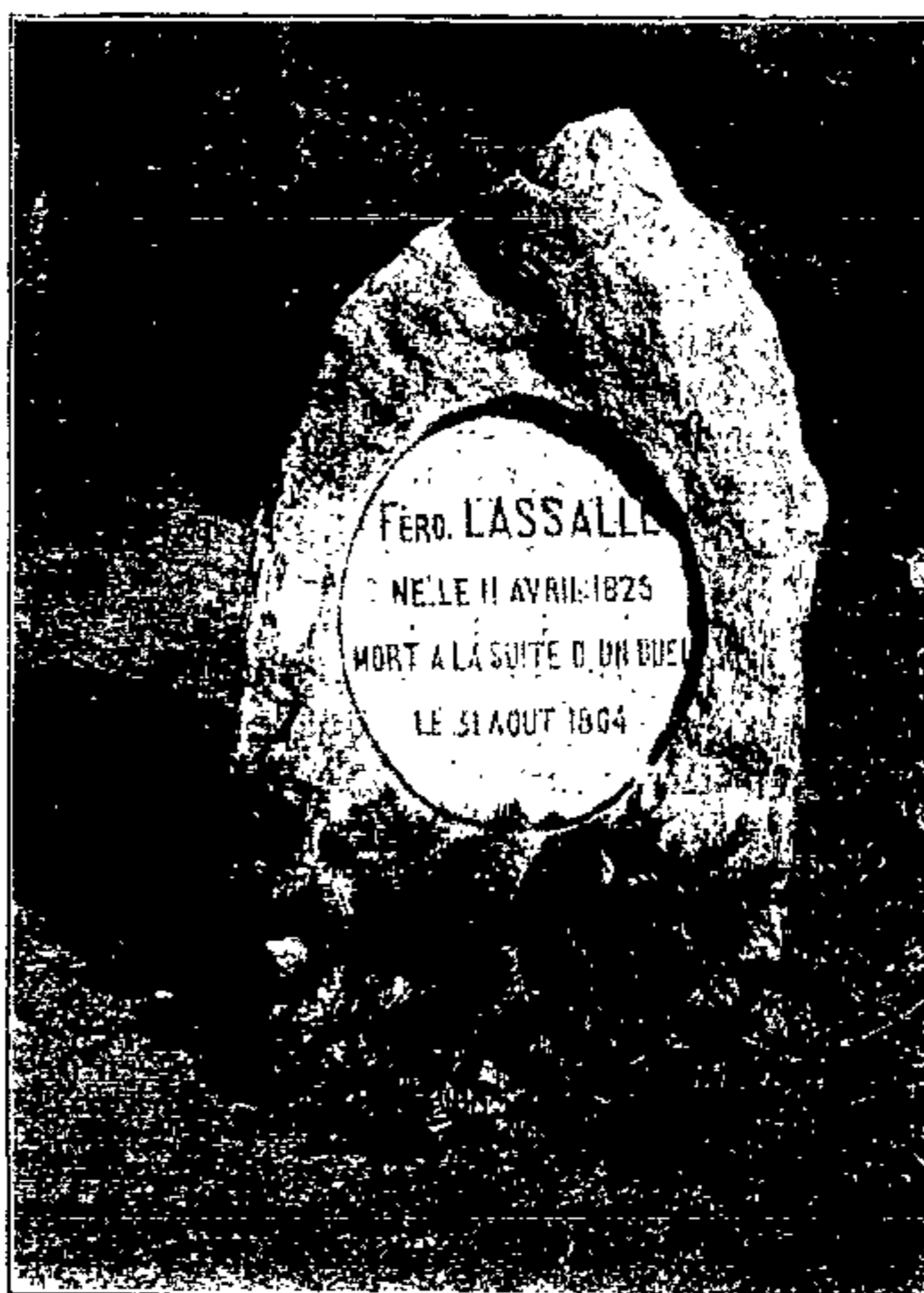
Alle Erklärungen von Erdbeben, Eruptionen, heißen Quellen usw. beruhen auf der Annahme, daß die Erde im Innern feurigflüssig sei, indessen sich von ihrer Oberfläche her mehr und mehr abkühle. Durch die Abkühlung wird ihre Masse kleiner, die Erdrinde erweist sich als zu groß und sinkt wie die Schale eines vertrockneten Apfels in Falten ein. Diese einsinkenden Falten sind die Berge und Täler; nun ist aber die Erdrinde nicht so konsistent wie die Schale eines Apfels, es bilden sich also nicht nur Falten, sondern auch Spalten, Erdrisse, und durch diese bricht dann unter besonderen Umständen die feurigflüssige Masse des Erdkerns explosions-

artig hervor. Das ist dann die Erscheinung des feuerpeienden Berges.

Das bedeutendste und interessanteste vulkanische Gebiet Deutschlands befindet sich in der Eifel in der Nähe von Naden. Dieses ganze Gebirgsland wird durch eine Menge ziemlich regelmäßiger Berge gebildet, denen man ihre einstige Vulkanatur noch heute sehr deutlich an ihren Kratern ansieht. Viele von ihnen sind noch sehr gut erhalten, manche sind freilich mehr oder minder eingestürzt. In der Eifel kann man gegen 30 einzelne Vulkane unterscheiden, um es mag ein wunderbares Schauspiel gewesen sein, wie diese einst ihre feurigen Schlackemassenvorwürfen und ihre Lavaströme über das Land ergossen! Es läßt sich allerdings nicht mehr feststellen, ob alle diese Vulkane auf einmal Eruptionen gehabt haben. Zwar gehören sie alle einer und derselben Erdperiode an, aber wir können uns nicht die geringste Vorstellung von der Zeitdauer dieser Epoche machen. Es war eine Zeit, die von der unseren sehr verschieden war. Noch befand sich das Pflanzen- und Tierreich in einem ziemlich niederen Stadium. Noch dufteten keine Blumen, es gab fast nur kryptogamische Pflanzen, und die Fauna hatte sich erst bis zur untersten Stufe der Wirbeltiere zu den sogenannten Ganoidfischen entwickelt. Landtiere und Landpflanzen waren fast noch ganz nicht vorhanden. Und es ist auch kein Zweifel, daß sich damals das Meer noch bis an die Eifel erstreckte. Allerhand Seewesen sind denn auch in den devonischen Schichten angetroffen worden, durch welche sich die glühenden Lavaströme der Eifelvulkane den Weg gebahnt haben. Die Entstehung der letzteren fällt also in die devonische Zeit, jene dritte Epoche der paläozoischen Ära, welche noch der Steinoblenperiode vorausgeht. Die Eruptionsmassen haben die devonischen Schichten durchbrochen und liegen jetzt direkt auf ihnen.

Es ist sehr wichtig, daß in der Eifel Spuren eines früheren Meeres nachweisbar sind. Denn Vulkane treten fast überall in der Nähe des Meeres auf. Man glaubt deshalb sogar, daß dieses für die Entstehung von feuerpeienden Bergen von großem Einfluß gewesen sei. Die ungeheuren Wassermassen dringen in die aufgeborenen Erdschichten ein und verwandeln sich bei der Vermischung mit den glühenden Massen in Dampf. Der Dampf braucht aber einen bedeutend größeren Raum zu seiner Ausdehnung als das Wasser, es wird deshalb mit samt der flüssigen Lava emporgetrieben. Zugleich hat das Auftreten der Vulkane nahe am Meere noch eine andere Bewandnis. Ohne Zweifel nämlich sind die Kontinente aufzufassen als große Schollen, die sich bei dem Einsinken der Erdrinde gewissermaßen nach oben stülpten. Da, wo die Schollen nach unten gesenkt sind, entstanden große Täler, welche von Meeren ausgefüllt wurden. Die größte Faltung befindet sich meist an den Rändern der Kontinente an der Stelle, wo das Meer an sie herantritt. Wo aber die stärkste Faltung ist, da entstehen auch am leichtesten die Brüche, die Erdschichten. So ist die ganze Westküste Italiens, die Ostküste Afriens, die Westküste von Südamerika, von ganz Zentralamerika und zum Teil auch von Nordamerika stark vulkanisch. Wenn heute auch viele Vulkane im Innern von Kontinenten vorkommen, so kann man doch eben von fast allen nachweisen, daß sie früher am oder im Meere gelegen haben. Denn im Laufe der gewaltigen Erdbebenperioden hat sich die Oberfläche unseres Planeten so verändert, daß oft da, wo früher Land war, heute Meer ist, und da, wo ehemals der Ozean seine Wogen rollte, heute der Menschen Fuß auf trockenen Boden tritt.

Man unterscheidet tätige Vulkane und erloschene. Es gibt aber auch solche, die nicht recht zur Tätigkeit kamen, sondern mitten im besten Ansatze stecken blieben. Gerade in der Eifel sind die Vulkane sehr häufig. Man nennt sie dort



Der Lassalle-Gedenkstein bei Genf.



Spiegeltheibenguß.

Maare. Bei ihnen ist die Lava nicht bis oben an den Rand der Spalte hervorgequollen, sie ist vorher erkaltet, so daß nun eine trichterförmige Erdvertiefung, eben ein Maar, entsteht. Entsprechend den Erdspalten, deren inneren Teil die Lavamassen ausfüllen, haben die Maare oft eine große Ausdehnung. So ist das Pulvermaar an einer Stelle fast dreiviertel Kilometer breit. Dabei ist es nahe an hundert Meter tief. In vielen dieser Erdvertiefungen sammelte sich im Laufe der Zeit Wasser an, so daß jene merkwürdigen Seen entstanden, die neben den Vulkanbergen das charakteristische Merkmal der Eifel bilden.

Ein großes vulkanisches Gebiet liegt auch in dem schwäbischen Gebirgszug in der Nähe von Urach. Hier ist auch eine Art von Maaren vorhanden, doch war hier die vulkanische Tätigkeit eine noch einfachere als bei denen der Eifel. Es fanden hier einmalige Gasexplosionen statt, wobei die feurig-flüssigen Gesteinsmassen des Erdinneren in Asche zerfrieben und in dieser Form die Erdspalten ausfüllten. Weiter südlich in der Nähe des Bodensees kamen die Lavamassen an das Tageslicht und türmten sich zu Bergen auf. Bei den wiederholten Eruptionen legten sich die Aschenmengen als dicke Schichten rings um den Berg. Im Laufe der Zeit wurden allerdings diese losen Aschenschichten zum Teil wieder entfernt. Das Regenwasser führte sie weg, vor allem aber wirkten die Eismassen des großen Rheingletschers in der Eisperiode mächtig dabei mit, die Aschenhaube von diesen Vulkanen wieder zu entfernen. So kann man am Hohentwiel noch einen Rest von vulkanischen Aschen beobachten, der bezeichnenderweise sich an der Seite des Berges befindet, welche vor der abschleifenden Wirkung des Rheingletschers am meisten geschützt war. So ist dieser Aschenrest ein Hinweis nicht nur auf die ehemalige vulkanische Tätigkeit dieses Berges, sondern zugleich auf die Geschichte, die er nach seiner Entstehung durchgemacht hat.

Außer diesen größeren vulkanischen Gebieten gibt es in Deutschland noch an den verschiedensten Orten einzelne Spuren eruptiver Tätigkeit. Erwähnt sei hier besonders das Vulkangebiet der Werra-Fulda, an dem man recht deutlich die kolossalen Wirkungen der feurig-flüssigen Gesteinsmasse auf ihre Umgebung beobachten kann. Dieses Gebiet, das F. Rönne in einer Abhandlung „Ueber norddeutsche Basalte“ näher untersucht hat, umfaßt das Gebirgsland an der Werra, der Fulda und der oberen Weser. In der unserer jetzigen Erdperiode vorangehenden tertiären Zeit wurde nun diese Gegend von den unterirdischen Gewalten in Aufruhr versetzt. An Hunderten von Stellen brach das damals glühende basaltische Urgestein aus dem Innern der Erde hervor, es bildeten sich große feuerspeiende Berge, die damals dem Aetna an Größe gleichgekommen sein mögen. So sind die Berge und Gebirgszüge jener Gegend, der Vogelsberg, die Rhön, der Knüll, der Habichtswald und der Meißner vulkanischen Ursprungs; der ganze Landstrich stellt eine sogenannte Grabenversenkung dar, das heißt, ein langer Streifen Landes sank zwischen zwei Gebirgswänden hinab in die Tiefe. Bei diesem Versinken, das natürlich auch mit dem Erkaltungsprozeß unseres Planeten in Zusammenhang steht, zertrümmerte sich das hinabrutschende Land in eine Menge von Spalten. Wo diese nach zwei bestimmten Richtungen verlaufenden Spalten einander schneiden, entstanden häufig muldenartige Vertiefungen, und hier suchte sich der glühende Basalt einen Ausweg, hier durchbrach er die Erdoberfläche. Der Boden dieses Landes bestand aus den sekundären Ablagerungen der Triasformation, besonders aus Muschelkalk, darüber hatte die Tertiärzeit Braunkohlenlager abettet. Die gewaltige Hitze, die nun die herausquellende vulkanische Masse entwickelte, gestaltete diese Erdschichten in merkwürdigster

Weise um. Der Muschelkalk wurde in einen schwärzlichen Marmor verwandelt, der Buntsandstein wurde, soweit er aus Quarz bestand, seiner roten Farbe beraubt, indessen blieb derjenige, der aus Ton zusammengesetzt war, ziemlich unverändert. Alle Stadien der Einwirkung von Hitze zeigen aber vor allem die Braunkohlen. Je näher sich diese den herausquellenden vulkanischen Massen befanden, um so mehr wurden sie umgewandelt. Die Hitze wirkte hier ganz ähnlich wie sonst lange Zeitperioden und ungeheurer Druck wirken. Denn die aus Holzpflanzen entstandenen Braunkohlen der ältesten Erdperioden haben sich unter dem Einflusse so langer Zeiten und des ungeheuren auf ihnen lastenden Druckes in Steinkohle von immer größerem Kohlenstoffgehalt, zuletzt gar in Anthrazit verwandelt. Denselben Prozeß hat hier in kurzer Zeit die Hitze bei diesen verhältnismäßig jungen tertiären Braunkohlen hervorgebracht. Die Braunkohle in dem erwähnten Gebiet enthält 60 Proz. Kohlenstoff, sie ist aber da, wo die Nähe der vulkanischen Gänge ihre Wirkung äußerte, zu 62 Proz. Kohlenstoff enthaltende Glanzkohle geworden. In noch größerer Nähe des Eruptivgesteins wurde sie in Stangenkohle übergeführt, eine Steinkohle, die 78 Prozent Kohlenstoff aufweist. Dicht an der Berührungsstelle aber ist die Kohle fast so wertvoll wie Anthrazit geworden, hier enthält sie 80 Proz. Kohlenstoff. Es ist klar, daß gerade dieser Einfluß der vulkanischen Massen auf ihre Umgebung diese sog. Kontaktwirkungen ein mächtiger Beweis sind eben für den vulkanischen Ursprung des Gesteins, das diese Umwandlungen verursacht hat. Aber auch an der Lagerung des Basaltes selbst würde man hier leicht auf seine eruptive Natur zurückschließen können. Hat man doch hier an mehreren Stellen die Vulkanschote ausgehoben, die in die Tiefe hinabführen und durch die früher die feurig-flüssige Basaltmasse hervorbrach.

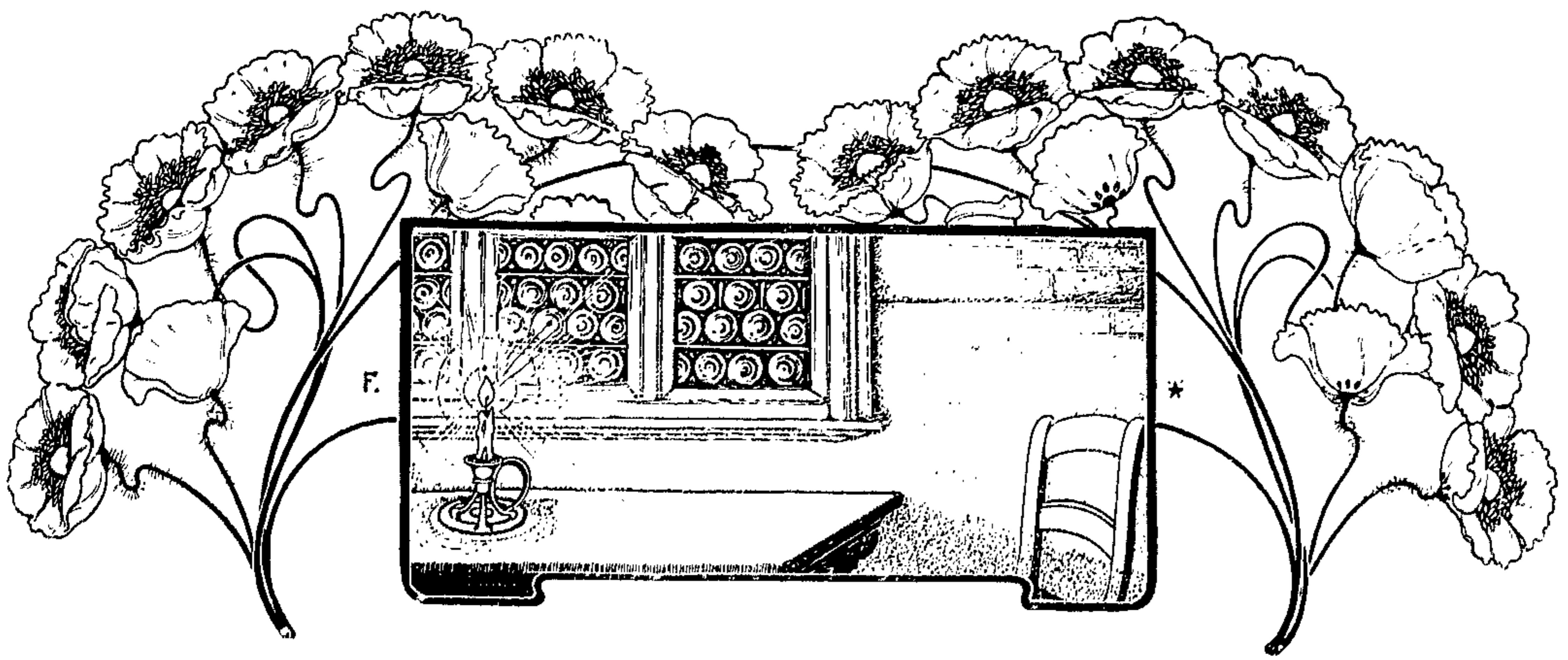
Erloschen sind alle deutschen Vulkane seit langer Zeit. Trotzdem ist hier und da auch jetzt noch ein Nachklang ihrer früheren Tätigkeit zu spüren. Noch jetzt hauchen die Vulkane der Eifel Gase aus, besonders Kohlendioxid, und so geringfügig diese Erscheinung gegenüber den gewaltigen Ereignissen der Vorzeit sein mag, so ruft sie doch noch heute nach unermesslichen Aeonen die Erinnerung an jene furchtbaren Katastrophen wach. In den Gebieten ehemaliger Vulkane treten auch allerhand warme und mineralische Quellen auf, die ebenso die letzten Nachwirkungen der eruptiven Tätigkeit sind. In dem Gebiet bei Aachen, überhaupt in der Nähe des Rheins gibt es solche Quellen in Menge, noch berühmter sind allerdings die des Erzgebirges, die zum Teil, so Bad Elster, in das deutsche Gebiet hineinreichen, während die größten schon auf österreichisches Gebiet fallen. Über auch hier befindet sich ein ausgedehnter Bezirk ehemaliger Vulkane, deren frühere Bösartigkeit in seltsamem Kontraste steht zu der heilsamen Tätigkeit, die sie in zutage sprudelnden Quellen der leidenden Menschheit darbieten.

Eine bedenkliche Nachwirkung ehemaliger vulkanischer Tätigkeit sind die Erdbeben. Wie bei den tosenden Ausbrüchen feuerspeiender Berge die Erde zittert und erbebt, so sind Erdstöße überhaupt in vulkanischen Gebieten keine Seltenheit. Die gewaltigen Erdbeben an der italienischen Küste und die noch schrecklicheren an der Westküste Südamerikas sind bekannt genug. Es ist ja natürlich, daß durch den Ausbruch von glühenden Massen aus dem Innern der Erde mannigfache Veränderungen vor sich gehen, besonders aber wohl mehr oder minder große Höhlräume entstehen. Dadurch wird den Erdmassen, die sich in der Nähe der Vulkane befinden, der Schwerpunkt entzogen, und so fallen sie ein. Das Getöse, das hierdurch entsteht, verursacht auf weite Strecken hin ein

Zittern des Erdbodens. Dieser ist sich elastischer und beweglicher, als man denkt. Wenn schon ein heranbrausender Zug oder ein Schwadron galoppierender Reiter den Erdboden erzittern macht, um wie viel mehr muß ein solcher Einsturz von Erdmassen wirken, deren Größe in den meisten Fällen eine ungeheure ist.

Durch das Hervorquellen von glühenden Strömen aus dem Erdinneren wird die Masse und die Spannung des Erdkerns auf einmütig bedeutend verändert, so daß Erdstürze und Erdbeben leicht begreiflich erscheinen. Allein wo bei tätigen Vulkanen auf einmal geschieht, da vollzieht sich bei erloschenen ganz allmählich durch Summierung kleiner aber stetiger Wirkungen Mag die Quantität von Kohlendioxid, die den Eifelgebiet entströmt, die heißen Dämpfe, welche die Ursache zu Thermen werden, auch gering sein, durch die stete unaufhörliche Tätigkeit dieser Agenzien wird im Laufe der Jahrhunderte un- Jahrtausende doch am Ende dem Erdkern die selbe Masse entzogen, die ein Vulkan auf einmal raubt. Nun ist es zwar möglich, daß da, wo der Erdboden besonders nachgiebig und elastisch ist, er sich immer sofort den neugeschaffenen Raumverhältnissen im Innern anpaßt. Wo er jedoch hart und spröde ist, da wird die Höhlung die die stetig emporsteigenden Gase schaffen, von Jahr zu Jahr größer werden, bis sie schließlich so groß ist, daß die über ihr gewölbten Erdmassen nachsinken, also ein Erdstoß ein Erdbeben entsteht.

So sind denn die Erdbeben eine Begleiterscheinung nicht nur der tätigen Vulkane sondern auch der bereits erloschenen. Wo diese unheimlichen Gewalten des unterirdischen Feuerkessels einmal aufgetaucht sind, da ist ihnen niemals mehr zu trauen. Vor allem aber gibt es keine Gewißheit darüber, ob nicht etwa die Vulkane, auch wenn sie für längst erloschen gelten, doch einmal von neuem ihre zerstörerische Wirkung entfalten. Selbst der Vesuv, der im übrigen ein ziemlich heißblütiger Gesell ist, hat mitunter Jahrhunderte lang geschwiegen. Ebe Pompeji und Herculaneum verschüttet wurden mag er sogar sehr lange Zeit untätig gewesen sein. Auf der Insel Ischia haben seit historischer Zeit nur dreimal Eruptionen stattgefunden, in den Jahren 45 und 36 vor unserer Zeitrechnung und dann erst wieder 1302. Nachdem der Berg dieser Insel also dreizehn Jahrhunderte lang in seiner Ruhe verharrt hatte, überraschte er plötzlich die Welt mit einem neuen Ausbruch. Diese Tatsachen sind ziemlich unheimlich. Denn welches Land ist dann sicher, daß nicht einmal seine alten, seit undenklichen Zeiten erloschenen Feuerberge doch wieder lebendig werden? Zum Glück hat Deutschland nur solche Vulkane, die aus früheren Erdperioden stammen, aus einer Vergangenheit, die nicht nach Jahren und Jahrhunderten, wohl nicht einmal nach Jahrtausenden zu berechnen ist. Deutschland hat auch keine steilen Meeresküsten, glatt und allmählich wie eine Fortsetzung der norddeutschen Tiefebene zieht sich das Land in den Ozean hinein. Zur Entstehung neuer Vulkane sind daher die Bedingungen sehr ungünstige, die alten aber liegen heute weitab von den Wogen des Meeres. Wenn sonach auch kein Flecken der Erde vor den Wirkungen des Vulkanismus absolut sicher sein mag, so kann man in dieser Beziehung auf deutschem Boden doch ruhigen wandeln als auf dem der meisten anderen Länder. Wie die Natur Deutschland eine Mittelstellung gab, wie sie uns mit der Hitze der Tropen und der Kälte des Nordens verschonte, wie sie uns die Buntheit und Fruchtbarkeit des brasilianischen Urwaldes und die Armut und Einöde der Polarländer versagte, so gab sie uns auch einen zwar der Reize nicht baren, aber soliden, sicheren Boden, auf dem Arbeit und Genie hoffnungsvoll ihre Saat ausstreuen können!



## Der Schatten.

Aus dem Nachlaß von Wilhelm Solzger.

Schon Mitternacht — die Stunden hasten schnell —  
am Schreibtisch saß ich noch in zagem Wägen:  
die Wahrheit sah ich leuchten still und hell,  
und nun in Worten blitzt und zuckt es grell,  
erschrocken halt ich ein — mein Herz pocht laut in  
bangen Schlägen.

Ein Schatten stand an meines Zimmers Wand,  
und hastig sah ich seine Arme winken,  
und Nacht ward's, Nacht in einem fremden Land,  
gebietend hob sich eine Geisterhand  
und eine dunkle Pforte hörte ich erschauernd klinken.

Da stand Er\* vor mir, groß und stolz und kalt,  
und alle Pulse fühlte ich erstarren. —  
Er zwang mich fort mit seines Blicks Gewalt  
und zwang mich weiter, weiter ohne Halt,  
still lächelnd wie um mich mit meiner Angst zu narren.

Ich sah nicht, wo ich ging, was um mich war,  
ich sah den Schrecklichen mir nur zur Seite —  
da kam ein Sehnen — nach der Erde gar,  
der Erde, die mir sonst verleidet war,  
nach ihrem Stürmen sehnt' ich mich, nach freiem stolzem  
Streite.

Ein Pförtlein stieß er auf mit lautem Stoß —  
ich sah in eine feuchte, schwarze Kammer.  
Da wuchs die Angst und ward so riesengroß,  
ich bat, „laß mich noch einmal, einmal los  
zu Weib und Kind, zum Abschied nur. — Bedenke  
ihren Jammer“.

Sein schroffes „Nein“ entflamnte meine Wut.  
„Ein Wort ist“, rief ich, „droben noch zu sagen,  
das letzte; wenn mein Geist nun ruht,  
vergebens kämpft ich dann für Gut und Blut,  
in neue Fesseln wird die Macht die matte Menschheit  
schlagen.“

Die Pfaffheit hat den freien Geist verdammt,  
die herrlich-stolzen Kräfte untergraben;  
kühn für die Freiheit war mein Geist entflammt,  
auf Berge wollt ich führen allesamt,  
die Menschheit sollte neue weite Horizonte haben.

Das letzte Wort — ich flehe nicht mehr schwach —  
das letzte Wort muß ich noch oben sprechen,  
dann kommt der Tag, der helle freie Tag,  
den Stolz der Menschheit ruf' ich wieder wach  
und all die Ketten, all die tausend Sklavenketten brechen.“

Und wieder — „Nein“ — er faßt mich lächelnd an —  
ein Schlag, — er taumelt fällt — wie neugeboren  
bin ich erwacht — und fühle neu den Mann,  
doch fühl' ich auch: unwiederbringlich kann  
so leicht zum letzten Wort uns geh'n die freie Kraft  
verloren.

Drum wer im Licht noch lebt und wessen Geist  
sich kräftig fühlt, den alten Bann zu brechen,  
er folg' dem Wege, den die Wahrheit weist,  
und ob er aufbaut, ob er niederreißt,  
nur um die Wahrheit muß er frei ihr zündend Brand-  
wort sprechen.

\* Das Gedicht ist Friedrich Nietzsche gewidmet.

**Aus Holzamers Nachlaß** veröffentlichen wir in der heutigen Nummer ein Gedicht. Es war eines der letzten des mit Jakobson's Verlobt. n. Eine eigenartige, dem Tod vorabente Stimmung erfüllt diese Zeilen, die ein Künstler geschrieben, der mit allen Kämpfen seines Wesens am Leben hing. Nicht daß er jenem Geneser angetan war, das den Augen klar trübt, wie er sich den Lippen brüht. Holzamers war eine bescheidene, innerliche, die den gemühten Seelenkämpfern des Alltagsmenschen nachzuspüren liebte. Ihm wurden die Gestaltungen der Lebensschicksale Anstoß; und Quelle künstlerischer Schöpfungen, wie kaum einem zweiten Dichter unserer Tage. Und noch zuletzt langte er seinem eigenen Inneren, das reich und vielfältig die Sprache der Welt wiederklang. So hat er auch das Gedicht „Der Schatten“ mit seinem Herzblut geschrieben. Wichtig und poetisch klingt die Sprache dieser Strophen, und groß und plastisch reihen sich die Bilder aneinander, die der Dichter vor uns aufrollt. Den Lesern der „Neuen Welt“ ist der schmerzhaft Dahingegangene kein Fremder gewesen. Seine schlichte Art des Erzählens hat ihm manchen Freund erworben; auch das heutige Gedicht wird dazu beitragen, sein Andenken zu festigen und zu mehren. —

**Denkmäler der Arbeit.** Es ist ein erfreuliches Zeichen unserer Zeit, daß sich die Zahl derjenigen Monumente von Jahr zu Jahr mehrt, die der schaffenden Kraft, die in der werktätigen Bevölkerung lebt, errichtet werden. Kenner, dessen Wirken an dieser Stelle schon oft gewürdigt worden ist, war auch hier bahnbrechend. Seine Typen aus dem Arbeiterleben wurden rasch vorbildlich. Der Arbeiter als Monumentalfigur hielt seinen Einzug in der Kunst. Und heute finden wir bereits in verschiedenen größeren Städten Denkmäler, in denen uns für die Industrie des betreffenden Ortes charakteristischer Arbeiter dargestellt ist.

Ein derartiges Monument befindet sich n. a. auch in Mülhausen i. G.; wir führen es unseren Lesern im Bilde vor. Nähere Einzelheiten über das Denkmal gehen uns von einem Mülhauser Parteifreunde zu:

„Errichtet wurde der Monumentalbrennen mit dieser Arbeiterstatue auf dem alten Mathausplatze in Mülhausen i. G., und zwar auf Beschluß des in der Mehrheit sozialdemokratischen Gemeinderats mit Zustimmung der bürgerlich-demokratischen Minderheit im Jahre 1905. Der Schöpfer des Monumentes ist der Bildhauer Friedrich Weer in Florenz, von Geburt aus Oesterreicher, der, wie er bei der Uebergabe erklärte, mit seinem Mundwort das Wort der Bibel verümbildlichen wollte: „Im Schwitze deines Angesichtes sollst du dein Brot essen.“ Die Höhe der Statue aus Bronze, Gewicht 1000 Kilogramm, ist 5 Meter, die des Sockels aus Granit von Lavona am Lago Maggiore ist 3 Meter. Das umstehende Wasserbasin hat 9 Meter äußeren Durchmesser, sechs große und zwölf kleinere Wasserstrahlen richten sich vom Beckenrand gegen den Kesselsattel der Statue. Auch die halbmetriehöhe Beckeneinfassung ist aus Granit von Lavona. Die Statue ist in Vitoria bei Florenz gegossen.“

„Gleich das Bildwerk keineswegs einen „revolutionären“ Gedanken ausdrückt, beleidigte dessen Errichtung vor dem alten Mathausplatze das Selbstbewußtsein des Kapitalistenklingels in der oberirdischen Fabrikstadt derart, daß alsbald eine wütende Agitation gegen diesen „schwühenden Arbeiter“ in der lokalen bürgerlichen Presse einsetzte. Der Stierkampf der Mairie gegen alles Rechte erstreckt die „Versekung“ dieses nackten Proletariats vom Mathausplatze irgendwo ins Blätterdickicht eines Promenadeumwinkels hinein. Durch den Sieg der Reaktion beim diesjährigen Gemeinderatswahlkampf ist denn auch die Zukunft des Denkmals wirklich eine recht unsichere geworden.“

Das andere Bild zeigt den Gedenkstein, den die Genossen dem in Genf im Duell gefallenen Ferdinand Lassalle errichteten. Die in den Stein gemeißelte Inschrift nennt in französischer Sprache den Namen, den Geburts- und Todestag des vor 11 Jahren Verstorbenen. —

**Spiegelscheibenguß.** Ein heißer, dunstiger Raum, den die Glühlichter riesiger Sämelöfen gespenstisch erhellten. Ansvorrichtungen, Schienen und Ketten laufen die Decke, die Wände und den Boden entlang. Eine Schar erhabter Männer arbeitet aneinander in dieser Stätte, in der die großen Spiegelscheiben für die Schaufenster und Prunktüren gegossen werden. Jeder hat seine bestimmte Arbeitsverrichtung, denn von dem Müssen und der Tüchtigkeit des einzelnen Arbeiters hängt das Gelingen des Ganzen ab.

Die für den Gieß bestimmten Rohmaterialien der Spiegelscheiben — meist sind es Sand, Kalkstein, Glatbergsalz, Sohle, Patron, Nieselstein — müssen außerordentlich rein und fein ausgewählt sein, da sonst leicht die Durchsichtigkeit des Glases gefährdet wird. Man gießt das Spiegelglas, das in großen Eichen geschmolzen wird, mittels handlich oder mechanisch betriebener Säfen auf eine gußeiserne Platte. Die gegöhlten Spiegelscheiben besitzen stets eine rauhe Oberfläche, die durch — gewöhnlich vier aufeinander folgende — Schleifoperationen geglättet wird. Unser Bild veranschaulicht den Augenblick des Gusses und zeigt die intensive körperliche und geistige Anstrengung aller derer, die bei der Arbeit beschäftigt sind.

**Wetterleuchten und Donnerstrahlen.** Am Abend und in der Nacht geschieht es wohl häufig, daß wir nach Gewittern oder auch, ohne daß solche unsern Standpunkt gerade hinwegrücken oder hin-

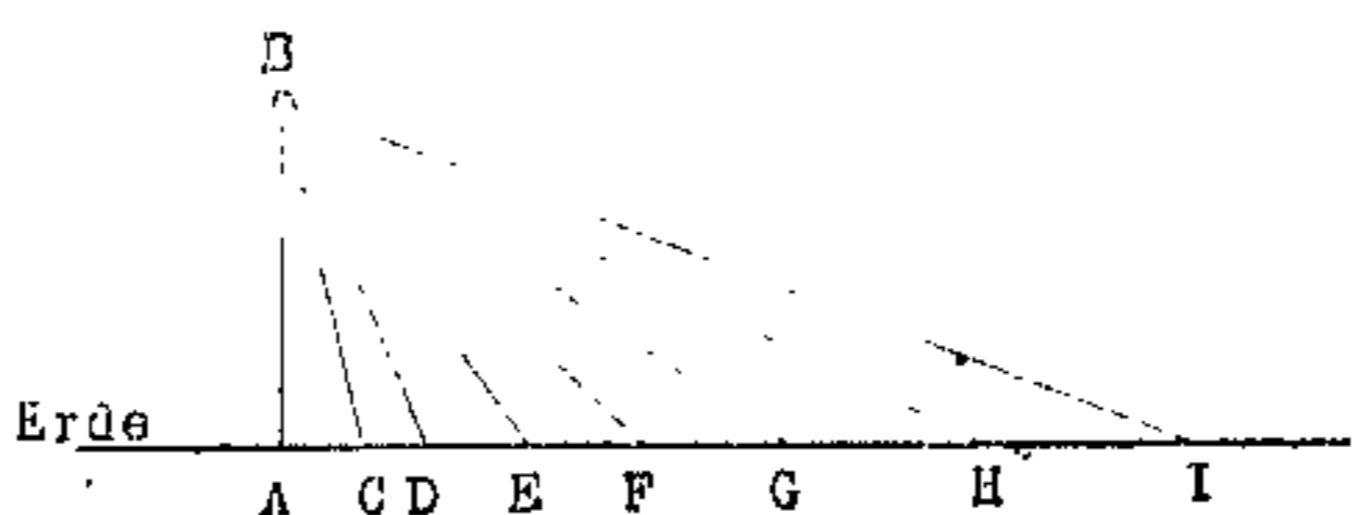


Bild 1  
Lichtstrahlen des Blitzes.

weggezogen sind, ein helles Leuchten am Himmel wahrnehmen, das wir als „Wetterleuchten“ zu bezeichnen pflegen. Leute, die es wissen wollen, sagen uns, daß das Wetterleuchten Blitze sind, die so weit von uns entfernt sich entladen, daß uns der darauf folgende Donner nicht mehr erreicht. Das klingt sehr glaubwürdig, tritt aber in den meisten Fällen

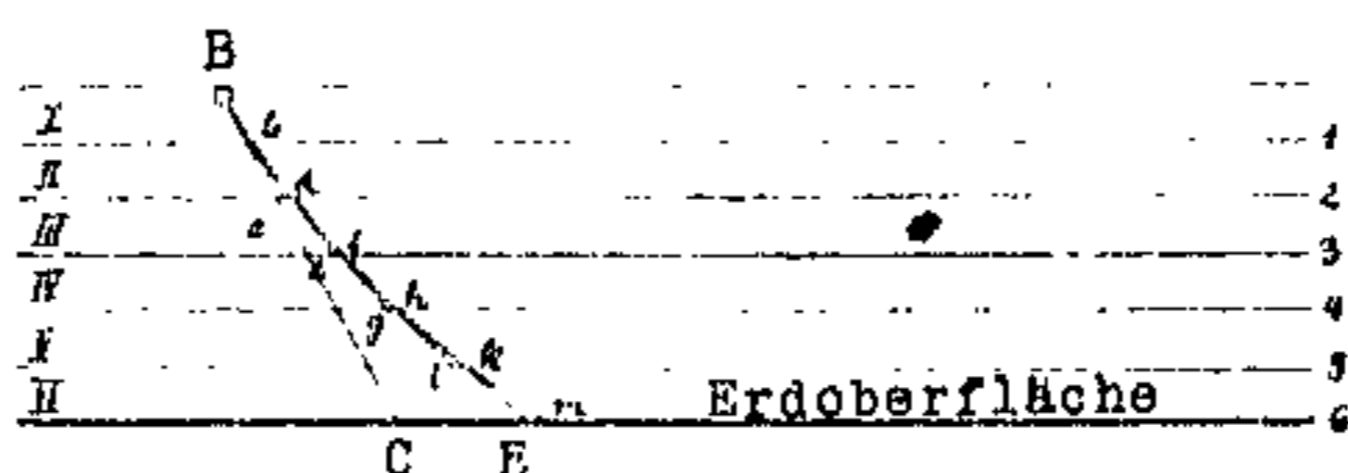


Bild 2  
Durch Luftschichten gebrochener Donnerstrahl.

nicht zu, mindestens aber nur unvollkommen. Die Wissenschaft hat sich erst spät mit dieser Frage des „Wetterleuchtens“ beschäftigt. Dabei ergaben sich als Ursache dafür, daß der Blitz so viel weiter gesehen wird, als der Donner gehört wird, eigenartige Zustände, die die Schallfortpflanzung betreffen. Die Geschwindigkeit der Schallfort-

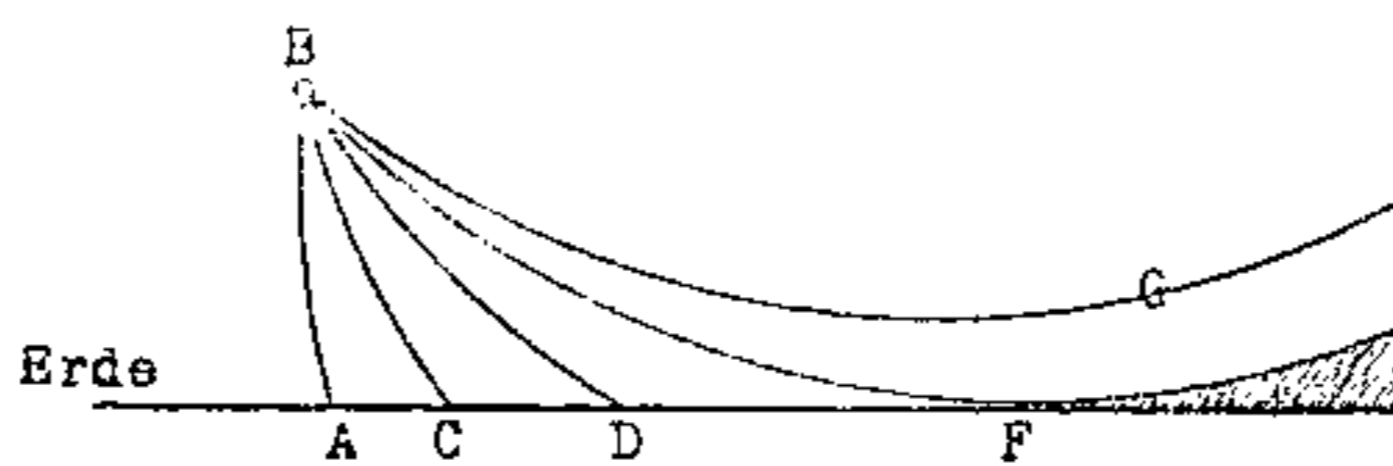


Bild 3  
Entstehungsweise des Donnerstrahls.

pflanzung ist nämlich zwar vom Luftdruck unabhängig, wird aber bei steigender Temperatur und bei wachsendem Feuchtigkeitsgehalt der Luft größer. Nun ist es ja eine bekannte Tatsache, daß in der Regel die unteren Luftschichten wärmer und feuchter sind als die oberen. Was folgt daraus für den Fall des Wetterleuchtens?

Denken wir uns in der bestehenden Skizze 1 von dem Punkte B einen Blitz ausgehend. Dann gehen auch die Schallstrahlen des Donners von B aus. Sie treffen dann die Erdoberfläche in allen möglichen Orten, z. B. in A, C, D, E, F usw. Nehmen wir nun aber an, die Luft sei unten wärmer und feuchter als oben, sie lagere sich, wie in Skizze 2 angedeutet ist, z. B. in sechs dünnen Schichten (I bis VI) von je gleicher Temperatur und Feuchtigkeitsgehalt übereinander. Nach den Gesetzen der Schallfortpflanzung wird dann jeder Schallstrahl beim Uebertritt von einer Schicht in die andere gebrochen oder abgelenkt, und zwar nach unten, in unserem Bilde nach rechts. Die gerade Linie, die also den Ort C der Erde (Skizze 2) mit dem Blitzpunkt B verbindet, ist nicht mehr der Weg des von B in gerader Richtung nach C ausgehenden

Strahlstrahles, sondern an der Grenzlinie der Schichten I und II wird er bei h ein wenig nach oben abgelenkt. Er gelangt beim Punkt g nahe durch die Schicht II infolgedessen noch höher nach d. Dort wird er beim Eintritt in die Schicht III wieder nach rechts abgelenkt und gelangt beim Durchgehen dieser Schicht nicht nach e, sondern nach f. Daselbe Spiel wiederholt sich beim Eintritt und Durchgängen in jeder Schicht, so daß der Schallstrahl statt nach g nach h, statt nach i nach k in statt nach l schließlich nach n auf die Erde gelangt. Durch die fortwährende Ablenkung gelangt der Schallstrahl für den Ort C der Erde bestimmte Stellen nach. Werden die Schichten sehr dünn und zahlreich wie es in der Natur der Fall ist, so kommt der Weg des Strahles, der eigentlich eine gerade Linie sein sollte, einer gekrümmten gleich. Alle von B ausgehenden Schallstrahlen werden also gekrümmt, und zwar umso stärker, je flacher sie auf die Erde treffen (Skizze 3). Wir erhalten dann eine Reihe von Strahlen, z. B. A, C, D usw., schließlich aber auch einen Strahl F, der die Erde gerade nur erreicht und dann sich wegen der Ablenkung nach oben biegt. Der nächste Strahl G gelangt schon gar nicht mehr auf die Erde, so daß hinter der Strahl F ein Gebiet schraffiert bleibt, in das kein Strahl des Donners mehr hineingelangen kann. Man kann infolgedessen dort den Donner auch nicht mehr hören und befindet sich in dem Gebiete des Wetterleuchtens oder des „Donnerstrahls“, wie wir sagen können, wo man nur noch den Blitz sieht.

Die Klarlegung dieser Verhältnisse geschah zuerst von Mohr, der im Jahre 1892 Untersuchungen über die Hörweite von Nebelsignalen anstellte. Bei den Schüssen war lebhaftes Interesse an einem gewissen Punkte der Nordsee geführt worden, während doch einwandfrei festgestellt wurde, daß die Sirenen ihre Tätigkeit ausgesetzt hatten. Namentlich bei Nacht waren die Signale viel weiter hörbar als am Tage. Die Untersuchung ergab, daß daran der Temperaturwechsel Schuld sei. Nachts tritt nämlich eine Temperaturumkehr ein, so daß die unteren Schichten der Luft kälter als die oberen sind. Dann müssen sich die Schallstrahlen in den unteren Luftschichten umgekehrt krümmen als in unserem Beispiele, also nach unten, und müssen, soweit sie die abgekühlte Luftschicht überhaupt erreichen, sämtlich auf den Boden gelangen. Man hört sie daher in solchen Fällen viel besser als am Tage.

Wetterleuchten wird in der Dunkelheit häufiger gesehen, weil dann gerade die Temperaturumkehr eintritt. Naturgemäß begünstigt aber auch schon allein die Dunkelheit das Sehen des Wetterleuchtens. Es ist daher auch ohne weiteres klar, daß Wetterleuchten bei Mondschein seltener gesehen wird, als in den mondlosen Nächten und deshalb dunklere Neumondnächten. Das bewirkt allein die Dunkelheit, mit dem Monde hat das an sich sonst gar nichts weiter zu tun.

**Vorgänger des Kinematographen.** Einer der ersten, welche die Chronophotographie — jezt folgen wie Kinematographie — in den Dienst der Wissenschaft stellte, war der jüngst erst verstorbene und in letzter Zeit durch seine Sonnenbeobachtungen auf dem Mt. Blanc auch breiteren Kreisen bekannt gewordene französische Astronom Janssen. Im Jahre 1871 fand ein Venusdurchgang statt. Diesen wollte Janssen in mehreren Momenten festhalten und konstruierte sich zu diesem Zwecke einen automatisch wirkenden Revolver, der innerhalb gewisser Zwischenräume, die etwa 70 Sekunden betragen, die Auslösung eines photographischen Apparates bewirkte und eine Aufnahme fixierte. Mit dem heutigen Kinematographen hat dieser Apparat das Prinzip gemein, hintereinander Aufnahmen zu machen, die verschiedene Stadien eines Vorganges zu veranschaulichen imstande sind. Zwar arbeitete der Apparat nur langsam, Janssen hätte ihn aber ebensofort auch schneller wirken lassen können. Die Aufnahmen machte er auf einer ringförmigen Negativplatte, die sich drehte, und zwar immer sprunghaft, von Belichtung zu Belichtung. Auch einen geeigneten Momentverschluss hatte Janssen konstruiert. 1876 kehrte er sein Modell, das für 18 Aufnahmen eingerichtet war, der Photographischen Gesellschaft in Paris vor und wies darauf hin, daß dieser Apparat eine Methode veranschaulichte, welche geeignet sei, durch Verstellung von Reihen aufnahmen die Bewegungsvorgänge der menschlichen und tierischen Körper darzustellen. Später griff Marey von Janssen unterstützt, diese Anregung auf und konstruierte 1882 eine photographische Kante, die ihn in den Stand setzte, die ersten Reihenaufnahmen fliegender Vögel zu machen.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**